

(Nachdruck verboten.)

82]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Nexø. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Gleich unergründlich blieb sie, wieviel er sich auch von ihr anzueignen glaubte. Sie wurde größer und größer dadurch, eine neue und fremde Welt trug sie in ihn hinein. Das Rätselhafte, Unbekannte, womit er sonst immer kämpfen mußte, kam und ließ sich lieb in die Arme schließen. Ganz verlangte er sie nicht mehr, im innersten Innern war doch jeder Mensch einsam. Er ahnte, daß sie ihre eigene Entwicklung im Verborgenen durchmachte, und war begierig darauf, wo sie wohl einmal auftauchen würde.

Früher hatte es ihn gequält, daß sie nicht teilnahm an der Bewegung. Sie interessierte sich nicht für politische Fragen und das Wahlrecht. Jetzt begriff er dunkel, daß gerade das ihre Stärke war; er wünschte sie auf alle Fälle nicht anders. Sie mischte sich selten bestimmend in das, was er vor hatte, und wozu sollte sie das auch? Sie übte ja ihren stummen Einfluß auf alles aus, was er unternahm; gab einem jeden seiner Gedanken das Gepräge, von dem Augenblick an, wo er zu feimen begann. Gerade weil sie sich nicht darauf verstand, zu diskutieren, konnte sie nicht widerlegt werden; was für ihn tödende Logik war, wirkte überhaupt nicht auf sie. Er erhielt seine eigenen Gedanken nicht abgenutzt aus ihrem Munde zurück und wünschte es auch gar nicht. Ihre wunderbare Macht über ihn beruhte gerade darauf, daß sie so sicher in ihrem Eigener ruhte und die erdrückendsten Beweisführungen mit einem Lächeln beantwortete. Pelle war nahe daran, Zweifel über den Wert der Ueberlegenheit des Verstandes zu geraten. Der schien die Alleinherrschaft über die Jetztzeit zu haben, richtete aber nichts übermäßig Gutes aus. Ellens Wesen gegenüber erschien sie ihm armfelig. Die Wärme, die in einem Kuß lag, überzeugte sie mehr als tausend Vernunftgründe, und doch griff sie selbst selten vorbei.

Und sie spendete selbst Wärme, bei ihr suchten sie Zuflucht, er wie auch die Kinder, wenn ihnen etwas in den Weg kam! Sie machte nicht viele Worte, aber sie wärmte. Noch immer war sie für ihn wie ein Puls, der lebend und handgreiflich aus dem Unsichtbaren hervorpochte, mit einer wunderbar ruhiger Rede. Wenn er müde war und einen heißen Kopf von allerlei Widerwärtigkeiten hatte, gab es nichts Herrlicheres als an ihrem weichen Busen auszuruhen und halbchlummernd zu lauschen, wie es da drinnen strömte mit einem dunkeln, beruhigenden Murmeln, so wie die Quellen der Erde, wenn er in seiner Kindheit die Wangen an das Gras legte.

Der Frühling war herrlich, und sie waren viel im Freien. Wenn niemand sie sah, gingen sie Hand in Hand an den Erdwällen entlang wie ein junges Liebespaar. Dann redete Pelle und zeigte: Sieh, da wuchs dies auf diese Weise hervor und dort auf eine andere, war dies nicht sonderbar? Er durchlebte die ganze Frühlingsspannung seiner Kinderzeit wieder in sich. Ellen hörte ihm lächelnd zu; sie geriet nicht in Verwunderung über so etwas Natürliches, wie daß es wuchs, es ging nur eine Umwandlung vor. Die Erde trieb ganz einfach ihre Säfte auch in ihr empor.

Die frische Luft und die Arbeit im Garten bräunten ihre nackten Arme und machten ihre Gestalt kräftiger und feiner, die guten Lebensbedingungen machten sie sorglos. Eines Tages tauchte ein neues Wesen in ihren Augen auf und sah Pelle neugierig an wie ein junges Zicklein: Wollen wir miteinander spielen? sagte es. War es der Frühling oder war er es, der die Mut in ihr entfachte? Einerlei, die Freude war fein! Er ward durchsonnt bis in den innersten Winkel der Seele, wo noch Schimmel aus der Zeit der Zellenfinsternis saß. Er erholte sich ganz, ward angesteckt von der Sorglosigkeit und war vollkommen glücklich. Und das alles bewirkte Ellen. Endlich übernahm sie es, Botenbringer zwischen der Freude und ihm zu sein!

Sie ward mit jedem Tag weicher und üppiger. Die Sonne und der Wind und das freie Land riefen etwas in ihr wach, was nie zuvor dagewesen war, eine unschuldige

Freude an ihrem eigenen Körper und einen sinnlichen Appetit, der ihre Zähne frisch und blank machte. Sie strahlte vor Freude, wenn ihr Pelle Kleinigkeiten mitbrachte, die ihr zum Schmutz dienten; jetzt verwendete sie es nicht für die Kinder! „Sieh nur,“ sagte sie und hielt ein Stück dunklen Samt gegen ihre Haut, die des Abends die Sonnenwärme wieder ausatmete, so wie durchsonntes Heu, „so ein Kleid sollst Du mir schenken, wenn wir wohlhabend werden.“ Und dann schimmernten ihre Augen ihm entgegen, voll von Verheißung auf reiche Vergeltung. Er glaubte, daß er zur Erde gehöre, und dann kam sie ihm erst durch Ellen so recht entgegen: es lag eine förmliche Naturanbetung in der bloßen Begierde, mit der sie mit den Zähnen in die ersten Radieschen hineinbiß und sich über ihre saftige Friße freute. Und wenn er des Abends von seinem Rad sprang und sie in seine Arme schloß, duftete sie selbst frisch von alledem, was durch den Frühlingstag ging: nach dem Winde und der starken treibenden Kraft der schwarzen Erde. Ihr Atem konnte ihm entgegen schlagen wie der Duft des wilden Honigs, stark zusammengesetzt aus dem Staub und dem Nektar der Blumen des Feldes, und da schloß sie die Augen, als sei sie selbst berauscht davon.

Ihre erwachende Liebe ward hier draußen zu einer heftigen, ersten Verliebtheit. Ellen stand immer an der Gartentür und wartete. Sobald Pelle gegessen hatte, zerrten ihn die Kinder in den Garten umher. Sie wollten ihm zeigen, was im Laufe des Tages geschehen war und hielten ihn bei der Hand. Ellen mußte für sich gehen. Er und sie hatten ein unerfülltes Bedürfnis, einander zu berühren, aber die Kleinen ließen sich nicht beiseite schieben. „Da ist unser Vati!“ sagten sie. Dann waren Ellen und Pelle wie zwei Junge, die durch ein unbarmherziges Schicksal grausam getrennt sind, und sie suchten einander mit Augen, die schwer von Ausdruck waren.

Wenn die Kleinen zu Bett waren, stahlen sie sich von dem Ganzen weg; Lasse Fredrik gab acht auf das Haus. Er hatte einen Maler draußen an der Seite sitzen und die rauchige Hauptstadt in Frühlingsbeleuchtung malen sehen, und hatte sich einen Malkasten angeschafft. Nun saß er jeden Abend da draußen und schmierte drauf los. Jetzt wollte er kein Seemann mehr werden.

Sie wanderten aufwärts an dem Gehöft vorbei und weiter, der Abendsonne zu, gingen in dem betauten Gras Hand in Hand und starrten schweigend in die Ferne. Die Abendröte färbte ihre Gesichter und machte die Augen glühen; Ellens Rippen waren schwer und dunkel von sehnuchtsvollem Blut. Eine Strecke landeinwärts lag ein kleiner Bain, dahin flossen sie gern, um der ganzen Welt fern zu sein. Dicht aneinander geschmiegt, wanderten sie da drinnen in der tiefen Dämmerung und flüsteren zusammen. Pelle hatte seinen Arm um Ellens Hals gelegt, seine Hand hatte sie an ihrer Brust geborgen. Von Zeit zu Zeit beugte sie sich hintenüber, damit er sie küssen könne. Dann geschah es wohl, daß ein unsichtbarer Strahl ihr Auge traf und sich als regenbogenfarbener Stern in der Dunkelheit brach.

Am Rand des Waldes lief ein hoher mit Gras oben bedeckter Erdwall entlang, über den Haselsträucher und junge Buchen tief hinabgingen. Da drinnen unter dem Laub hatten sie kleine Grotten, in denen sie sich versteckten. Die weissen Blätter waren zu einer ganzen Schanze unterhalb des Erdwalls zusammengeweht und bildeten ein weiches Lager. Vögel piepsten im Schlaf über ihren Häuptern, wandten sich auf dem Zweige um und gurrten weich, als träumten sie die Melodien des Tages noch einmal wieder. Zuweilen kam der Mond und guckte mit einem großen Lächeln zu ihnen hinein. Der schwere Nachthauch des Laubes kullte sie ein, und es geschah wohl, daß sie erst wieder von dem Schaudern geweckt wurden, das alles durchrieselt, wenn die Sonne aufgeht. Dann froh Pelle, aber Ellens Körper war immer warm, obwohl sie von ihren Kleidern ausgezogen hatte, um sie unter ihre Köpfe zu legen. Es war, als durchströmte sie eine verborgene Kraft, und wenn er den Mund an ihre Brust setzte, so war es ihm, als sauge er an den Brüsten der Erde selbst.

Mütterlich war sie nach wie vor, die Umgebung rief nur neue Seiten ihres Aufopferungsbedürfnisses wach. Wie war sie reich in ihrer Fürsorge! Sie verlangte nur die harte Erde

und konnte sich selbst nicht weich genug machen. Alles war für ihn da. Und so unfachlich weich konnte sie sich selbst machen. Die Vorsehung hatte all ihren Reichtum und alle ihre Wärme in ihren Schoß geworfen. Es wunderte ihn nicht, daß sowohl das Leben als auch das Glück seinen Brutplatz dort wählte.

Ihre Liebe nahm mit der Sonne um die Wette zu an Kraft und Blut und machte es überall leicht und gut, da blieb kein Platz für etwas Dunkles. Belle nahm alle Verdrießlichkeiten mit einem großen Lächeln hin; er ging umher in einem Zustand von halber Betäubung, selbst die ernstesten Geschäfte konnten Ellens Bild nicht aus seinem Sinn verdrängen. Ihr heißer Atem machte den Tag hindurch die Luft um ihn her erglühen und veranlaßte ihn, heimwärts zu eilen. Und daheim bei Tisch hatten sie geheime Zeichen, die sich auf ihre versteckte Welt bezogen. Sie durchlebten die erste Liebe der Jugend mit ihrer süßen Geheimnisfülle und lachten einander zu in jungem und verstoßenen Verständnis, als überwache sie die ganze Welt und dürfe nichts wissen. Wenn sich ihre Füße unter dem Tisch berührten, begegneten sich ihre Augen, und Ellen errötete wie ein junges Mädchen. Ihre Hingebung war so stark, daß sie kein Mitwissen duldete, nicht einmal zwischen ihnen selber. Es lag eine rote Flamme über ihrem Antlitz und die Augen waren verkleiert, als bewahre sie die unjagbare Süße des Stellchens von einemal zum anderen. Sie sprach nur ungern, antwortete am liebsten mit einem Lächeln, ging summend umher und trug ihr junges Glück.

Eines Nachmittags, als er nach Hause geradelt kam, nahm ihn Ellen nicht in Empfang, wie sie zu tun pflegte. Eine Angst überkam ihn, und er eilte hinein. Das Sofa war in ein Bett umgewandelt. Ellen stand davor und beugte sich über Johanne, die dalag, vom Fieber geschüttelt. Sie richtete sich nicht auf und machte ihm ein Zeichen, leise zu sein. Die Kinder saßen in einer Ecke und starrten ängstlich die Kranke an, die mit geschlossenen Augen dalag und leise jammerte.

„Sie kam heute nachmittag hier herausgerannt,“ flüsterte Ellen und sah ihn so wunderbar an, „ich ahne nicht weswegen. Sie ist schrecklich krank. Ich habe Lasse Fredrik zu Worten geschickt, damit er weiß, daß sie bei uns ist!“

(Fortsetzung folgt.)

9) Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Von Hans von Glümer.

25. Mai.

Im trockenen Tone muß ich meine Tage erzählen. Es jauchzt und wimmert nichts mehr. Der Frühsummer blüht und duftet. Arme Seele, die sich verkriechen muß. Man objektiviert sich hier. In dieser herzlosen Stadt wird man ebenso. Das Gemeinsein wird Schutzfarbe.

Um zu Herrn von Kupffer, dem gewaltigen Chefredakteur des Berliner Lokal-Anzeigers vorzudringen, habe ich eigens Visitenkarten gekauft. Erfolglos. Er läßt mich nicht vor, reagiert in keiner Form auf den Empfehlungsbrief des Gefängnispfarrers Diestel. Zum deutschen Kaiser könnte man leichter gelangen.

In der Schreibstube für entlassene Sträflinge bin ich nun doch zu Gnaden gekommen und habe in der ersten Woche zwei Mark dreißig, in der zweiten weniger verdient. Es macht sich bezahlt, daß die vorsorgliche Freiburger Gefängnisverwaltung mich Schreibmaschine lernen ließ. Meine Handschrift bleibt verfeimt in der Schreibstube, aber ich darf Formulare tippen.

Auch in die Gemeinschaft der Mitentlassenen bin ich gekommen. Die menschliche Gesellschaft ist wie ein Meer von Wellenkreisen. Die Zugehörigkeitsnachweis verlangt jeder Kreis. Ob er S. C., S. J., Innung, Gemeinde oder Partei heißt. Es kommt keiner unbefehenen in ein preußisches Gardefasino, in einen Stamm menschenfressender Südsen oder in eine Verbrecherkolonie von Trisko: er muß die verlangten Laster vorweisen.

Der Alte, der Dreißiger und der Junge sind noch in der Schreibstube. Der Alte war Rentant einer Raiffeisenkasse in Rottbus und dann vier Jahre im Gefängnis dort, wegen Urkundenfälschung. Dreieinhalb Monate Untersuchungshaft sind ihm nicht angerechnet worden. Für ein (erfolglos gebliebenes) Gnadengesuch an den Kaiser mußte er siebenzig Mark zahlen. Putras sieht wie ein Vegetarier aus und lebt von kondensierter Milch und Schrotbrot. Vier Jahre Gefängnis machen jeden normalen Menschen zum Sumpel oder zum wilden Tiere. Putras haben sie fromm und weiblich gemacht. Ueber jede nicht gottergebene Bemerkung fährt er auf oder hält das Haupt wie ein Dulder. Seine letzte Hoffnung

ist, in der Bodenschwimmschen Glendkolonie Hoffnungstal sein Leben zu beschließen. Trotz Weib und Kind.

Der Dreißiger war Bezirksfeldwebel im Elsaß und wurde wegen Amtsuntererschlagung degradiert und so weiter. Strafmaß und Gefängnis verschweigt er. Die Karikaturen des deutschen Militärs wirken immer lustig. Dieser Mann war ehemals bestallt und beflissen, das frische Franzosentum durch preussische Jucht auszutreiben. Nun ist er zur natürlichen Entwicklung der deutschen Sklaverei gekommen. Hierzulande ist der Juchthäusler manchmal ein freierer Mann als der Kasernenhäusler. Der echte Soldat bleibt auch durch Knute und Gefängnis Patriot. Diesem ehemaligen Militärbureaukraten heißen heute noch Fürst, Vaterland und Kanonen höchste Begriffe. Frühjahrs- und Herbstparade und jede höfische Mosterabe sind seine großen Berliner Ereignisse. Er versteht die Kunst, in strammer Haltung im Staube zu kriechen. Zoll und Zack, unser Schreibstubenaufsesser und der Degradierte, sehen deshalb im besten Verhältnis, Zack genießt ein relativ hohes Ansehen beim Bureaupersonal, für das er niedrige Dienste mit hüdnischer Lust verrichtet. Niedrige Naturen kommen hoch. Zack wird wieder hochkommen.

Der Junge, vielleicht zweiundzwanzigjährig, ist Berliner. Die Berliner sind primitive, klare und glatte Menschen. Der junge Reichert hat Braut und Kind. Die Braut gibt ihm Nahrung und Notdurft. Sein Notstand wird dadurch zu einer lächelnden Gelassenheit. Nach dem Refrain: mir kann Keener, ooch nicht Gener... Als Telephonist einer großen Weinfirma hat er einem Kollegen Gehlbedienste getan und das Geld mit ihm in Birnen und Sekt gesetzt. Der Kollege — der „Duffel“, sagt Reichert — hat sich erschossen. Reichert ist in einem schönen Winkel Europas als Bergnützungsfreisender „gefahndet“ worden und lebt nun der Erinnerung dieser Tage. Sechs Monate Hochschule Tegel machen einen echten C-Berliner erst voll, sagt er. Daß sein Seebriefbild in Berliner Blättern stand, gilt ihm als Triumph.

Da ist noch ein Viertes: Brügge, der Schwerhörige, kein Typ, sondern ein Tepp. Mangelnde Zurechnungsfähigkeit (eigene und richterliche) brachte ihn ins Gefängnis, wo er doch in eine Versorgungsanstalt für Halbimpel gehörte.

Gestern kam ein Fünfter: Longinus, der Badener. Seine Sprache ist wie Musik. Die Silbe „an“, babisch gesprochen, klingt mir wie das Andante eines Liedes. Longinus sagt Landsmann zu mir, der ich doch ein Göttinger Kind bin, und wir tauschen Erinnerungen aus dem besten deutschen Lande, wie eine freundliche Ware. Er ist noch stolz gegen die andern, aber ich habe ihn schon beinahe ausgehöpft. Longinus trägt ein Cäsarengesicht und geht in Lumpen. Er ist Oberamtmannsohn, alter Herr eines Heidelberger Feudalkorps, Reserveoffizier der Karlsruher Leibgrenadiere. Der zerfranzte graue Anzug und der zerknüllte Seidenfilzhut erzählen von alter Herrlichkeit. Aus dem von Regen und Dreck verwaschenen braunen Schuhwerk schaut ein Hühnerauge zum Himmel. Longinus aber schreitet wie ein König auf dem Fleisch seiner Sohle. Der hohe Halsragen ist Schweiß und Schmutz. Wie tapfer die Schlägernarben über dem Kragen stehen. Longinus hat in Karlsruhe Mathematik, in Heidelberg Jurisprudenz studiert, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft in Berlin. Er ist Bankier und eine schwervereiche Breslauer Bankierstochter seine gewesene Braut. Sie ist mit einem amerikanischen Milliardär durchgegangen. Mit einem Multimilliardär potenziert Longinus, und das Staunen der Schreibstubengenossen wird fast demütig. Er selbst kam auf den Hund durch Jagdbergehen. Man erfährt nichts Näheres über diese standesgemäße Geschichte und das große Loch zwischen einst und jetzt bleibt dunkel. Longinus gibt nur ruhmreiche Dinge von sich. Wegen Pistolenduells mit tödlichem Ausgang wurde er zu zweieinhalb Jahren Festung verurteilt und nach vier Monaten Kastalt (der lustigsten Zeit seines Lebens) vom Großherzog begnadigt. Das ist schon lange her. Bei einer spätern Partie auf schwere Säbel ist der Gegner erst nach zwei Jahren gestorben. Kein Hahn und kein Kläger kräfte mehr nach dem Totschläger. In der Volkstraße in der Stralauer Straße, wo unter zehn Gespeisten immer neun Entlassene sind, macht Longinus eine interessante Figur. Die Suppe verschlingt er mit der Schüssel am Mund. Wie einen Bierjungen. Uebrig gebliebene Nester ladet er mit den Fingern auf seinen Teller. Erfahrene Sträflinge behaupten, so könne nur ein langjähriger Juchthäusler fressen. Longinus aber hocht erhaben und breit vor seinen Portionen und seine Wlde haben nur flüchtige Berachtung für den Böbel links und rechts. Wehe dem, der seine Ellenbogenweite stört. Gestern und heute ist Longinus wild geworden wie ein Kontrahagenferl und seine Stimme hatte wenig mehr vom lieblichen Andante eines Liedes.

27. Mai.

Longinus, der Oberamtmannsohn, ist acht Tage obdachlos gewesen. Er hat sich nachts, wer weiß wo, herumgetrieben. Er sagt nicht wo. Das geht gegen sein Standesgefühl. Am Tage der Aufnahme in unserer Schreibstube hat er wieder ein menschliches Nachtlager bekommen, in einer der Herbergen des Fürsorgevereins. Das sind vom Verein ständig gemietete Schlafstellen bei privaten Leuten, welche die Pflicht haben, den Schlingling unter solide Aufsicht zu nehmen. Er muß um sechs Uhr in der Frühe das Haus verlassen und bis zehn Uhr abends dort sein. Longinus kam zu einer alten Frau in der Urbanstraße. Er hat es aber nur drei Nächte ausgehalten. Die vielen Wangen sind gegen sein Standesgefühl und das alte Weib ist eine hundsgemeine Heze, sagt er. Nun ist Longinus wieder obdachlos.

Heute gingen wir nach Schreibstubenschluß um drei Uhr auf Erwerb aus. Mein Barvermögen betrug 85 Pfennig. Wir suchten das Bureau des Vereins Berliner Presse in der Raabenstraße. Auf dem Wege erzählte Longinus interessante Dinge von den stolzen Häusern der vornehmen Viertel. Er kennt Berlin W. wie seine Westentasche. Dem Geschäftsführer des Vereins Berliner Presse mußte ich meine Geschichte herfragen. Er wies mich an den Schatzmeister des Vereins, Redakteur Bernhardt bei der Illustrierten. Der würde jedenfalls etwas für mich tun, denn er wäre Sozialdemokrat. Das scheint ein guter Vorwand für Nichtsozialdemokraten, nichts für arme Leute zu tun. Ich hatte mich dem Geschäftsführer nicht als Sozialdemokrat vorgestellt, da ich es noch nicht bin. Und ein sozialistisch gesinnter Bittsteller vor Bürgerlichen gilt doch sonst als Gans vor Füchsen.

Longinus als Kenner in Pfanbhausfachen ging meine Pretiosen verfehen, einen Ring und eine Haarkette, Andenken an herzselige Zeiten. Weil ihr Wert keine drei Mark ausmacht, gab es nichts dafür. Longinus frug dann, wie viel ich ihm heute geben könne. Er durfte zwei Zigarren zu fünfzehn Pfennig kaufen und den Rest von siebzig Pfennigen teilten wir. Longinus schien beleidigt über seinen Anteil. Er steckte seine Zigarre ein und sagte: „Ich rauche prinzipiell nicht auf der Straße. Es ist nicht fein.“

27. Mai.

Herrn Hans Webbo von Glümer.

Sehr geehrter Herr!

Nach langem, bangem Ueberlegen kommt in einer mutigen Stunde (der Mut der Verzweiflung) ein Träger Ihres Familiennamens auf diesem Wege zu Ihnen mit der Frage, ob Sie sich vielleicht für seine Not, die man Schicksal oder Verschulden nennen kann, interessieren können. Ich bin der jüngste Sohn des . . . Bruder des . . . Journalist, mit schriftstellerischen Aussichten, die ein Optimist möglicherweise als glänzende ansehen dürfte (Betätigungshindernis: Hunger und das Fehlen persönlicher Verbindungen) und — meiner sozialen Stellung nach — entlassener Strafgefängener (7 Monate Landesgefängnis Freiburg; § 176, 3), der sich, als es nicht anders mehr gehen wollte, dem hiesigen „Verein zur Besserung der Strafgefängenen“ unterstellt hat, seit zwei Wochen in dessen Schreibstube das kümmerliche und kümmerreiche Brot der Leidensgenossen genießt, mittags mittels Speisemarken der Volkslüche sich sattessen darf, am 1. Juni die Schlafherberge dieses Vereins beziehen muß und bis dahin noch alles versucht, 10 M. für seine jetzige Zimmervermieterin aufzubringen.

Möchten Sie, verehrter Herr Wetter, einmal etwas aus dem wilden Leben eines Verwandten erfahren, der nie leichtlebig war, den aber der Fluch der Volksschulbildung und eine unselbige Nationalität seiner Kräfte bis hierher gebracht hat?

Ich grüße Sie, ratlos der schädlichen, schriftlichen Form eines Grußes

Hans Glümer.

Der Brief ist so frei im Ton, weil ich annehmen mußte, daß der Empfänger aus eigenen Kämpfen das Verständnis der Böheme hat. Er mußte aus werdender Künstler die ganze Strenge des adelstolzen Vaters erfahren, ist jetzt freilich diesem hohen ostpreussischen Offizier als renommierter Bildhauer und Lieferant des Kaisers über den Kopf gewachsen, on dit: auch reich verheiratet.

Anmerkung acht Tage später: keine Antwort an mich, keine Anfrage beim Verein.

(Fortsetzung folgt.)

Das Theater vor dem Theater.

Ein Londoner Abendbild.

Ein Londoner Herbstabend nach einem neblig-grauen, freudlosen Arbeitstag. Start belebte Herbstfaison — ganze Pilgerzüge wallen ins Theaterland. Von allen Seiten flammen vielfarbige Lichter auf. Der während des Tages trostlos bleiche Himmel wird tief stahlblau. Offene Luxusautos rasseln mit eleganten Gentlemen im Frack und zarten Ladies in kostbarer ausgeschnittener Abendtoilette und Atlaschühlein zu den Musentempeln. Wir wenden uns dem Herzen der Theaterwelt zu, dem grell erleuchteten Haymarket. Rechts die Bühne Herbert Trees, zur linken Hand das Haymarket-Schauspielhaus, das mit einem stattlichen Säulenportal ein Stück Hellas in die Wüste Themsebels zaubern möchte; von der Höhe dieser Säulenhalle züngeln Opferflammen aus offenen Gastandelabern auf und wälzen gespenstische Fluten von Licht über Straße und Menschen. Unser Besuch gilt jedoch den Brettern Trees „His Majesty's Theatre“. Dort wird jetzt ein merkwürdiges „Flottendrama“ ins Werk gesetzt, an dem sich jeder gute patriotische Englishman berauscht. Und als brave Londoner möchten wir einmal „Drake“, den wunderbaren Helden, von Angesicht zu Angesicht erblicken und den allgemeinen Begeisterungstaukel mitmachen. Eine schier endlose dunkle Kette spannt sich gleich einer Riesenschlange um den Theaterbau — das Publikum, das sich zum Einlaß in die Galerie und in das „Pit“ (Parterre) anstellt. In Reihen von vier oder fünf hat es sich unter der Bedachung aufgezogen und zeigt die für eine Londoner Schar so charakteristische See von Gesichtern und steifen Schwarzhüten der Männer. Doch fehlt es keineswegs an buntem Gesieher, hier wie bei allen übrigen Theatern der Themsestadt. Auf den Gesichtern

spielen die Flammen aus den Randelabern des Haymarket-Musentempels. Viele Damen, die das Stehen schlecht vertragen, nehmen auf winzigen zierlichen Stühlchen, die sie mitbringen, Platz, ohne daß die übrigen oder die feisten Kleinfenster von Polizisten etwas einzuwenden hätten. Nur wenn Neuanfömlinge die Schar verstärken, murmeln die Bobbies zu einer fortwährenden Bewegung mit den Handschuhen ihr gelassenes „Move on, Move on“ (weiter), worauf sich die Kette stets etwas zusammenzieht. Doch herrschen fast immer Ruhe, Entgegenkommen, Höflichkeit, ja Liebenswürdigkeit vor, arges Gedränge oder gar Grabbheiten gehören zu den Seltenheiten.

Kaum haben wir so ein paar Augenblicke gestanden, als vor dem Theater ein Theater anfängt, wie wir es einzig nur hier erleben können. Denn das wartende Publikum soll zerstreut werden, und von diesem Zerstreungsbedürfnis vor Beginn der Bühnendarstellung und vor dem Aufgehen des eigentlichen Vorhanges fristen Hunderte von sogenannten „Straßenkünstlern“ ihr Dasein. Und manche dieser „Straßenkünstler“ sollen dabei viel besser fahren als Künstler auf den Brettern.

Den Reigen eröffnet ein würdevoller Fiedelgreis von hohem Wuchs, in einen weiten Mantel gehüllt und mit einem mächtigen Filz auf dem Haupte, den er ins Gesicht gedrückt hat. Der selbige Botan als Wanderer aus dem „Ring des Nibelungen“ ist doch nicht auferstanden? In seinem Arme hält er etwas, das eine Geige sein soll. Mit stattdiger Verbeugung tritt er vor sein Publikum. Und dann entlockt er seinem Marterinstrument dünne Jammerklänge, die von Not und Hunger sprechen und uns durch Mark und Bein gehen. Aber oft ertrinken diese Klänge im Verkehrgebrause des in ewiger Bewegung scheinenden Haymarket. In seinem Spiel berauscht sich der Greis. Manchmal hält er wie verzaubert inne. Endlich zielt Botan den Filz vom Haupte, weiße Locken quellen hervor. Kupfermünzen fliegen flirrend in den Gut. Eine Dame neben uns wischt sich die Augen. Botan verbeugt sich dankend und tritt ab.

Ihm folgt ein Ehepaar in seltsamer Kostümierung. Er trägt eine grasgrüne Haube, knallrotes Wams, Räuberhut, Kniehosen und Schnallenschuhe. Von ihr em Schweiß flattern bunte Bänder, das Gesicht ist stark geschminkt, die Augen glöhen. Ihr Rock hat den Umfang einer Krinoline. Und nun geht ein Duett los zum Steinerweiden. Alle neuesten Musikhall-Schlager ertönen im Distant. Sie wechseln ab mit irischen und schottischen Balladen, zu denen das männliche Gespons eine Gitarre zupft, die ihm über die Schulter hängt. Sie verucht ihn zu überschreien, eilt ihm oft ein paar Takte voraus, und es entsteht ein wahres Wettrennen im Zwiegefang. Vor wilder Begeisterung schütteln sich die beiden. Oh Ihr Leute, die Ihr angestellt seid, werft Ihnen ein paar Pennies zu, auf daß sie endlich verstümmen. Unsere Nerven haltens nicht mehr aus. Aber welche Ironie! Der Kupferregen ruft dankbare Gefühle im Busen dieser Beiden wach, und zuletzt stimmen sie noch eine Art Huldigungsständchen an.

Wie sich das gute Pärchen zum Abzug rüstet, atmen wir auf: Doch sollen wir keinen Moment zur Ruhe kommen. Denn blüh schnell tritt ein schlanker Jüngling aus einer dunklen Ecke hervor. Er schüttelt wild die schwarzen Haarsträhnen, die ihm vom Haupte wallen. Seine Augen sprühen. Dramatisch redt er die Rechte in die Höhe, die Linke holt wie zum Schlage aus. Er fängt an zu rezitieren. Was ist es nur? Bekannte Worte schlagen an unser Ohr: die Forumsszene ist's aus „Julius Cäsar“ und Marcus Antonius von der Londoner Straße steht feuerpeinend vor uns da. Er brüllt und grunzt, er stößt, winselt, heult und säufelt. Stellenweise vermeint man ein wahres Talent zu hören. Aber kaum hat Mark Anton lauten Beifall für seine Beredsamkeit eingeharnt, als er sich auch schon in eine Komödienfigur verwandelt und mit Quieken, Poltern und Gelächter eine ganze Szene aus Sheridan's „School for Scandal“ aufführt. Der Schweiz rinnt dem Armen von der Stirn, wie er so mit Händen und Füßen arbeitet und die rollenden Augen fast aus den Höhlen zu treten scheinen. Seine paar Pence verdient er sich redlich. Doch ist er noch lange nicht fertig. Denn nun hebt er zum höchsten Ergöhen und Gaudium des ganzen Publikums an, die bekanntesten und gefeiertsten Londoner Wimen — ernste und heitere, selbst Herbert Tree — zu kopieren und dann in grausamer Weise zu karikieren! So weit geht die britische Freiheit. Wahrhaftig, gar kein übles Theater vor dem Theater!

Zahlreiche Instrumentalmusiker lösen sich in buntem Wechsel ab. Da kommt ein Mann mit einer Flöte und seine Gattin mit einer Ziehharmonika. Ein dritter führt auf einem Schlagbrett mit Klöppeln, ein vierter an Kläfern ein erbauliches Konzert auf. Dazwischen geht an den Reihen der Wartenden ein Blinder mit einem Tafelchen und einer Blechbüchse um den Hals auf und ab. Nach Art der Londoner Blinden schlägt er mit dem Stod rhythmisch auf das Pflaster. Ein Mädchen, vermutlich seine Tochter, führt ihn. Wir staunen ob der Eleganz, mit der sie sich trägt. Ein großer runder Federhut gibt ihr fast das Aussehen einer Lady. Und wir staunen, mit welcher geschäftsmäßiger Stimme sie unermülich ruft: „Blind man, please, blind man, please!“, während sie den Blinden weiterschiebt und die Pennies in die Büchse fallen.

In den Stimmenwirrwarr mischt sich das Gezeter der Programm- und Sühligkeitshausierer, das Gebrüll der Zeitungsjungen, die von farbigen Plakaten umhängt, aus Leibeskräften schreiend umherrennen und die letzte Neuigkeiten in alle Welt hinausjammern. Und daran nicht genug, ziehen Tänzer in abenteuer-

licher Kleidung auf. Ein Geißt begleitet sie, sein Instrument scheint größer als er selbst. Der schwächliche Knabe kann kaum 12, 13 Jahre zählen. Aber kühn und sicher führt er seinen Bogen. Und sein fein entwickeltes rhythmisches Gefühl teilt sich den Tänzern mit, die wie von seinem Klang bezaubert hinschweben. Und der Knabe streicht und streicht, unermüdet spielt er schwermütige Weisen, das Kind mit den großen Augen, um sich ein Nachtlager zu erringen. Träumt er nicht vom Konzertsaal, von Gold und Ruhm und einstiger Größe? Haben nicht viele hiesige Künstler so angefangen, z. B. keine geringere als die Geigenvirtuosin Mary Hall . . . ? Ja, aber heute muß er doch auf der Straße spielen, mag sich die Zukunft noch so visionär eröffnen, die rauhe Gegenwart herrscht. Wahrhaftig, dieses edle Geispiels mit seinem Saitensatz und seiner Seele beruhigt unsere Nerven wieder. Aber unsere Ruhe hält nicht lange an. Reizische Gesellen verdrängen den träumenden Knaben mit den großen Augen und dem tiefen, feuchten Blick. Auch sie wollen leben, wollen sich eine Lagerstätte für die Nacht verdienen. Und sie fangen einen wüsten Reigen auf Holzsockeln an, und daran nicht genug, lassen sie ein Geklapper mit Eisenklöppeln los, als wollten sie Verstorbenen aus ihren Gräbern locken. Wie im Sturme flattert der Haarwulst der tanzenden Weiber. Die Pfiffsignale, womit Cabs und Taxis angeufen werden, schrillen in das Klöppelkonzert. Eine Drehorgel kommt dazu und leiert lärmend Gassenhauer ab. Ein wahrer Regenabbath hat begonnen.

Vom Sahmarlet-Theater, dort, wo die orangefarbenen Gasflammen aus den offenen Kandelabern zum Nachthimmel aufleuchten, bringen ähnliche Laute von Ausrufern, Hausierern, Bettlern, Balladensängern, Rezitatoren, Karnerinstrumenten. Und in diese grauame Disharmonie, in das Geräusch der Eisenklöppel und Holzsockeltänzer mengt sich das Luten und Geklitze zahlloser Luxusautos, das schwere Gedröhne der Motoromnibusse, das schwirrende Säusen des Riesenverkehrs. Der Wind fächelt uns den Duft vom Fischladen gegenüber ins Gesicht, wo die einstigen Meeresbewohner nunmehr im ranzigen Oele schmoren. Wolken von Benzindampf fegen die Straße entlang. Schmutzige Papierschnitzel wirbeln einen bunten Reigen und treiben uns den Staub in Aug und Nase. Von allen Seiten flammen die grün-gelb-roten Reflektoren transparent auf und ab, von rechts nach links und links nach rechts.

Da prasselt auf einmal, ganz unerwartet, nach echt Londoner Art ein Blahregen nieder. Er peitscht die Lüfte und säubert die Atmosphäre. „Es regnet Katzen und Hunde“ schreien die Damen unter den Hartenden auf. Aus dem Boden wachsen im Nu tausend schwarze Pilze empor. In den schwarzen triefenden Dächern der Regenschirme spiegeln sich die grell-weißen elektrischen Lichter. Der Fuß durchnäht die armen Hausierer, Bettler, Blinden, Sänger, Rezitatoren, die Tänzer und Instrumentalisten bis auf die Haut. Sie schauern zusammen und schlagen die Rocklagen auf — wenn sie noch welche haben. Doch jetzt öffnet sich das Tor zum Riesentempel. Die Stühlerchen werden zusammengeklappt. Die Riesenschlange von Wartenden setzt sich langsam in Bewegung, die See von Gesichtern und Hüften flutet zum schwarzen Loch hinein, und gar bald wird man im wirklichen Theater das Theater vor dem Tor vergessen haben. Die armen Teufel auf der Straßen-Schaubühne zerstreuen sich jetzt in alle Windrichtungen und suchen Varietés auf, wo man inmitten der Vorstellung zum halben Preise (half price) Einlaß findet. Dort wiederholen sie ihre armen Kunstdarstellungen von A bis Z und finden ebenso geduldige Zuhörerscharen. . .

K. W.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Georg Büchner: Dramatische Werke. Mit Erläuterungen herausgegeben von Rudolf Franz. München, bei G. Birk u. Co. Preis 1 M.

Der Dichter Georg Büchner, der vor 75 Jahren starb und dessen 100. Geburtstag das nächste Jahr bringen wird, gilt heute mehr als je. Seine revolutionäre Bedeutung wurde nie vergessen, und sein literarhistorischer Wert steigt im Laufe der Zeit. Auf der Basis der dauernd guten ersten kritischen Gesamtausgabe der Werke Büchners, die Karl Emil Franzos 1879 veröffentlichte, und die leider vergriffen ist, erwuchs vor drei Jahren eine neue Gesamtausgabe (von Paul Landau bearbeitet, in Paul Cassirers Verlag), die darauf ausgeht, Büchners dichterisches Schaffen als ein Glied der Literaturbewegung der dreißiger Jahre deutlicher sichtbar zu machen. In der Zeit, die der Romantik den Vortritt macht, steht dieser Jüngling als ein wichtiges Glied abstoßender und neubauender Kampfernergie da, die das Feld ihrer Lebensbetätigung mächtig zu weiten sucht. Die Landausche Ausgabe hat Mängel, und sie wird sicher bald überholt werden. Sie verschleiert sich dem Arbeiterleser durch die Art ihrer Einleitungen, die vor allem den Literaturforscher befriedigen möchten. So ist die Bahn für weitere Büchner-Ausgaben frei. Aus diesem Grunde schon darf man die in allem Neuzugener angenehme Ausgabe der dramatischen Werke Büchners, die Rudolf Franz gibt, dankbar begrüßen. Sie hat eine Reihe Vorzüge. Vorweg den, daß sie nicht nur die Szenen „Dantons Tod“, sondern auch das in den letzten Jahren

mehrfach auf der Bühne erprobte Lustspiel „Seance und Lena“ und das Fragment der aus zylopiischer Urkraft hingewucherten naturalistischen Tragödie „Wozzeck“ bietet, an die man bisher nur in den Gesamtausgaben heranlam. Dann aber stellt die Ausgabe von Franz eine wichtige Textrevision dar, die scharfsinnig und glücklich eine Anzahl Satzfehler, die sich durch alle Ausgaben hin wiederholten, aufdeckte. Und weiter hat Franz eine reiche Fülle Erklärungen beigegeben, die an das Bedürfnis des Arbeiterlesers anknüpfen und besonders das Geschichtliche der Danton-Szenen durchwandern. Natürlich hat hier Bunons grundlegendes Werk über die Zeitungen der französischen Revolution tüchtig geholfen; aber Franz steht auch mit eigenem Bissen über dem Stoff.

Eins freilich, was auch ein Vorzug gewesen wäre, hat Franz leider ganz beiseite gelassen. Er hat auf alles Biographische verzichtet. Er sagt: seine Ausgabe wünsche nur den Dramatiker neu zu beleben. Aber wäre nicht der Dramatiker nur um so mehr lebendig erstanden, wenn er die innige Verbindung gezeichnet hätte, in der die Danton-Szenen — viele vor allem — mit Büchners stürmischen Lebenstagen in der heftigen Heimat verknüpft waren? Weshalb verfiel der junge Dichter auf diesen Stoff? Was trieb ihn zu Danton? In Dantons Schicksal, wie er es darstellt, buchte er sein eigenes unmittelbares revolutionäres Erleben. Umstellt von den Schergen brutaler Gewalt, schleuderte er die Szenen aufs Papier. Franz sollte wenigstens das bei einem späteren Druck seines Buches nachholen; es gehört vorn auf die ersten Blätter. Auch deshalb, weil es zeigen würde, wie in dieser jungen, zum ersten Flügel schlagen ausholenden Dichterkraft Elemente deutscher Dichtung sich regen, die ein halb Jahrhundert später recht eigentlich erst ihre Zeit in voller Kraft erleben sollten. Eine Einleitung solcher Art gäbe Franz auch Gelegenheit, an das, was er den Wesenskern von Büchners Drama nennt, noch einige näher begründende Auslassungen zu knüpfen und zu prüfen, ob seine Behauptung in diesem Falle nicht eine Linie zu viel wagt. Pd.

Medizinisches.

Voran der Mensch nach einer Operation stirbt. Da auch die Chirurgie trotz ihrer großen Triumphe nicht immer Erfolge haben kann, zumal auch sie dauernd lernen muß, so wird sie mit einer gewissen Anzahl von Fehlschlägen zu rechnen haben. Besonders ungünstig wirken die Nebenumstände, die der Chirurg vor der Operation gar nicht oder nicht vollständig genug abklären kann. Sie richten oft trotz aller Vorsicht die gute Absicht des Arztes zugrunde. Im Publikum hat man auf solche Fälle die Redensart gemünzt: „Die Operation war gelungen, aber der Patient starb.“ Dieser Satz enthält in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle eine Wahrheit, da nicht die Geschicklichkeit des Chirurgen versagte, sondern entweder die örtliche Erkrankung schon zu weit vorgeschritten war oder ungünstige Komplikationen eintraten, die sich nicht voraussehen ließen.

Dr. Gustav Petren hat in der „Allgemeinen Schwedischen Ärztezeitung“ eine neue und sehr sorgfältige Untersuchung über die Ursache des Todes nach Operationen veröffentlicht. Er hat zu diesem Zweck alle Fälle in den Krankenhäusern der schwedischen Universitätsstadt Lund während eines vollen Jahrzehntes benützt. Von 1488 Bruchoperationen verliefen nur 5 tödlich, davon 2 wegen Lungenverstopfung, 2 wegen Lungenentzündung und 1 wegen Eintritt einer akuten Luftröhrenentzündung. Von 496 Operationen wegen chronischer Blinddarmentzündung waren gar nur 2 tödlich, und zwar wiederum wegen Eintritt von Lungenverstopfung. Auf 233 Gallenoperationen, bei denen die Gallenblase wegen Steinbildung herausgenommen werden mußte, kamen 2 Todesfälle aus der genannten Ursache, 3 durch Lungenentzündung, 1 durch akute Magenverengung. Daraus ergibt sich eine Sterblichkeit für die Bruchoperationen von nur 0,3, für Blinddarmentzündung von 0,4 und für Ausmeidung der Galle von 3 Proz. Während der letzten fünf Jahre wurden in den Krankenhäusern von Lund im ganzen 8440 Operationen ausgeführt, von denen 304 tödlich ausgingen, was eine Sterblichkeit von 3,6 Proz. ergibt. Von dieser Zahl wiederum entfielen 162 auf die Folgen der eigentlichen Krankheit, wegen der die Operation erfolgte, 26 auf Komplikationen wie Lungenentzündung, Zuckerkrankheit oder Altersschwäche. Lungenentzündung und schwere Luftröhrenentzündung waren 44 mal Anlaß des Todes. 24 Fälle kamen auf Blutvergiftung, 15 auf Lungenverstopfung und nur 12 auf technische Fehler während der Operation. Acht Patienten starben unmittelbar nach dem Eingriff, 10 nach besonderen Komplikationen wie Darmentzündungen. Nicht alle 162 Todesfälle, die auf die eigentliche Krankheit zurückzuführen waren, wurden durch die Operation beschleunigt, sondern in vielen Fällen im Gegenteil verzögert, so daß also von einem gewissen Erfolg gesprochen werden konnte. Von allen übrigen Fällen muß etwa die Hälfte auf Erkrankungen der Lunge geschoben werden, die andere Hälfte zum Teil auf die herabgesetzte Lebenskraft oder auf Konstitutionskrankheiten, teils auch Blutvergiftung oder andere Mißariffe.

Eine Verminderung der Todesfälle nach Operationen erwartet Dr. Petren hauptsächlich von der möglichst frühzeitigen Erkennung der Krankheit und einer eiligen Einlieferung in die Krankenhäuser, damit die Entscheidung für oder gegen die Operation schon in einem frühen Stadium der Krankheit getroffen kann.